

## Faust-Festival Ismaning

Für Guido

UTE HALLASCHKA

München leuchtet. Nein – nicht der Metropolenglitzer. Draußen auf dem freien Feld, wo der Himmel weit ist, da liegt die Waldorfschule Ismaning buchstäblich im Nichts. Das ist schon die erste Sensation. Ein gigantischer Sternenhimmel im unbeschränkten Blickfeld – Jupiter in den Zwillingen gleißend – und unten auf Erden ein Lichtgarten.

Die Natur ist noch nicht soweit in dieser letzten Februarwoche, aber die in den Rabatten montierten farbigen Strahler lassen die einzelnen Gebäude tatsächlich nächtlich erblühen. Lebensabglanz in allen Regenbogenfarben. Goethe wäre vermutlich begeistert. Ich bin es auch.

Schönheit zu installieren, das braucht Herzensmut. Denn Schönheit – schon das Wort klingt verdächtig – kann aktuell kaum noch als Welttatsache oder -erscheinung gelten. Sie ist beinahe ein Fabelwesen aus märchenhafter Vergangenheit. Ein schönes Menschen- und Weltbild, ob es zur Wahrhaftigkeit, zur Originalität des Kunstwerks beitragen kann – zur Authentizität eines Bühnengeschehens? Oder kann Schönheit nur beschworen werden als rückwärtiger Ausblick auf bessere Tage? Wir werden sehen.

Zwei Jahre Vorbereitung liegen hinter dem Projekt. Solange dauerte es, bis die Idee (Klaus Weißinger) reif war. Den gesamten Faust als schulübergreifendes Zwölfklassprojekt aufzuführen – die damit verbundenen Bedingungen

finden zunächst wenig Resonanz. Der Text würde in sechs Einheiten gegliedert, jeden Abend würde ein Teilstück aufgeführt; dazu sollte das Los entscheiden, wer welchen Part zugeteilt bekäme. Keine Rede von einem Auswahlverfahren. Mit Mühe und Not ergaben sich schließlich die sechs teilnehmenden Schulen. Neben Ismaning waren es die Waldorfschulen: Wendelstein (bei Nürnberg), Halle/Saale, Erfstadt (bei Köln), Saar/Hunsrück und Hildesheim. Was auf die



Foto: Jana Steilitz

Schüler zukam, war eine Herausforderung auf mehreren Ebenen. Nicht nur wegen der Schwere des Stoffes, der Masse des nicht gerade leicht zugänglichen Textes, wegen unattraktiver Rollen (wer will schon im *Faust II* als Ameise, und dazu noch übersinnlich imaginiert, auf der Bühne herumkriechen ...?) – vor allem aber wegen des größten Risikos: Wie soll die Verwandlung ins Ganze gelingen, wenn man in Bezug auf das Ganze nur vorübergehend präsent ist?

Hier wird sogleich ein Geheimnis offenbar. Es

ist das der Teilhabe, des Teilnehmers. Wir wissen zwar, dass das Ganze mehr ist und sein soll als die Summe seiner Teile, doch in der Praxis verfahren wir mit diesem (an)erkannten Gesetz oder Ideal meist nicht adäquat. Der Schwerpunkt der Teilhabe liegt im Fühlen oft auf dem Bestandteil, der wir selber sind oder auf der Schnittmenge zwischen uns und den anderen, auf Gewicht und Wichtigkeit der einzelnen Positionen, kurz: Wir messen und zählen und wiegen ab und bleiben unbemerkt in einer additiven Bewusstseinslage. Um jedoch über das Summative, das Zusammengesetzte – die Montage – hinauszukommen, braucht es die umgekehrte Bewegung: die Anteilnahme. Dann lautet die Frage nicht: Wie wichtig bin ich, wie unverzichtbar ist meine Position, sondern: wieweit erscheint das Ganze in mir? Wie viel Ganzheit kann ich individuell (er)fassen und verwirklichen im Bereich meiner Möglichkeiten? Das ist natürlich die Urfrage des Theaters als Organismus.

### *Ein gelungener Feldversuch*

Ein König, der alle anderen an die Wand spielt, ist keiner, sondern nur ein eitler Schauspieler. Es ist der Bettler, der den König zum König macht. Der ihn hervorruft und uns glaubwürdig erscheinen lässt. Wir sind mitten im Zeitthema. Das Faustfestival fordert nicht nur die Akteure, sondern auch die Zuschauer zum Kunstwerk – zur Hervorbringung des erweiterten Teilungsbegriffes – auf. Das einzigartige Bühnengeschehnis war zunächst durchaus gewöhnungsbedürftig. Wir sehen ein fortlaufendes Stück mit ständig wechselnder Besetzung. Grundverschiedene Inszenierungsstile mit der Spannweite von Rockstar Mephisto an der Elektrogitarre bis rührend rituell gewandete Helden in Kniebundhosen mit Holzschwertern. Nichts liegt hier näher als der Vergleich. Nichts ist zugleich sinnloser. Denn der Witz bestand darin, dass man sich so quasi den eignen Boden unter den Füßen wegzog. Ein geradezu quantentheoretischer Feldversuch. Wie schaffe ich es, einen für meine Auffassung schlecht gespielten Akt der Vergangenheit so zu betrachten, dass er tragfähig bleibt für den

Fortgang des Ganzen – zukunftsfähig für den Blick, der das Ganze sehen will.

Eine Urteilsreife, die sich in drei gemeinschaftlichen Kreisen vollzog. Morgens die Schüleraufführungen, nach denen sich die rund 150 beteiligten Spieler intern zu kritischen Gesprächen zusammenfanden. An den Abendaufführungen die Wahrnehmung zwischen Darstellern und Publikum und dazu noch der extra Kreislauf der Publikumsgespräche untereinander. Letztere waren ein phantastisches Erlebnis. Nicht organisiert, aber umso ergiebiger, spontan und leidenschaftlich in den Pausen. Der ausverkaufte Saal fasste rund 500 Zuschauer, die heterogene Menge hätte nicht bunter gemischt sein können. Wie man dem Gästebuch entnehmen konnte, waren nicht nur Schweizer Schüler, sondern auch Zuschauer aus Amerika extra für die Veranstaltung angereist. Das Foyer summte und brummte allabendlich wie ein Bienenstock. Irgendwie schien sich in dieser Woche auch der Weltenhumor geladen zu fühlen. Denn das wirklich Komische war die Zufallserscheinung des Losschicksals. Wer die Biografie der Regisseure im Begleitheft studierte, der konnte feststellen, dass die jeweiligen Akte verblüffend präzise mit der künstlerischen Erfahrung korrespondierten. Wer wäre besser für das Karnevalstreiben im ersten Akt von *Faust II* gerüstet, als ein im Staatstheater erprobter Profi mit handwerklicher Bandbreite; wer könnte den klassischen Helenaakt besser handhaben, als eine langjährige Dornacher Schauspielerin? Es kam, wie es kommen musste und wie zu erwarten war. Die stilistischen Eindeutigkeiten der jeweiligen Regiekonzepte erscheinen im Gesamtablauf beinahe zwangsläufig als Einseitigkeit. Woraufhin jeweils ein Teil des Publikums offensichtlich innere Qualen litt, während der andere in Begeisterung sich bestens unterhielt. Aus demselben Grund! Diese wechselseitige Empfindung miteinander hautnah zu erleben, war ein unglaublich interessantes kathartisches Geschehen.

Neben mir sitzt eine ältere Dame. Sie seufzt und stöhnt leise, sie rollt die Augen zum Himmel, ihr Oberkörper wird niedergebeugt, sie fühlt körperlich leibhaftigen Schmerz durch das, was

auf der Bühne geschieht. Es sind ihre Lebenskräfte, die leiden – das, was mit dem Denken, der Sprachempfindung, dem Gefühl für rechtes Tun zusammenhängt. Ich kann ihren Schmerz nachempfinden und respektieren, denn ich kenne ihn. Genau dasselbe prägt sich in mir körperlich aus, wenn Theater mich enttäuscht. Das Dumme ist nur: Das, was der alten Dame heute solche Qual bereitet, verschafft mir Genuss und körperliches Wohlgefühl. Ihre Qualen werde ich an einem der folgenden Abende haben. Das wird dann für sie ein Hochgefühl sein. Es handelt sich darum, zu sehen, wie in dieser gegenseitigen Wundlese nicht die Urteilskraft getrübt, wohl aber die eigene Position relativiert wird. Buchstäblich bezogen auf die Welt der anderen, ob man will oder nicht.

Das ist eine ganz neue Form der Theatererfahrung, die hier durch das einzigartige Arrangement ermöglicht wird. Sonst ist man ja immer mit einem Stil oder Stück konfrontiert. Hier ist es nun ein Stück in vielen Stilen. Das was uns als Zuschauer in diesem Stück eint, entfaltet plötzlich eine herzliche Realität der Verschiedenheit. Ein Konzept, das mir nicht passt, kann ich verreißen – aber doch nicht die alte Dame neben mir – natürlich unter der Voraussetzung, dass auch sie konkret miterleben kann, was mir zustoßt. – Hier zeichnet sich plötzlich eine Zukunftsidee des Theaters ab. Vorläufig ist ja kein Mysterientheater in Sicht, das wirklich den Durchbruch, den Aufbruch in eine neue Gestaltung zu leisten imstande wäre. Das, was wir im postdramatischen Gegenwartstheater kennen an Vielstimmigkeit und Textflächigkeit, ersetzt nicht den Gang der Handlung oder die Erzählung der Geschichte. Auch die Spontankreation und erst recht das Dokutheater nehmen den Zuschauer nicht wirklich mit, sie bilden ihn nicht

imaginativ – geschweige denn auf der Ebene der realen Lebenskräfte – ein ins dramatische Geschehnis. Wenn alle Arbeitslosen auf der Bühne stehen und authentisch ihre Not hinausschreien und unten gucken die Begüterten zu und applaudieren brav dem vorgeführten Elend – dann ist nichts Wirkliches geschehen. Wir sehen alle dem Weltgeschehen dauernd zu, aber wenn es ein Theater der klassischen Erzählung, der großen Urbilder gäbe, das uns wirklich einladen würde zur gegenseitigen Wahrnehmung und Verständigung: Wie fühlst du dich, was geht in dir vor? Wenn unsere Wirklichkeit in der Anschauung des Ganzen liegt, dann müssten wir ertragen können, das Stückwerk der Verschiedenheit leiblich miteinander auszuhandeln und anzuschauen – so wie es im Theater möglich ist. Notwendig dazu wäre nur die Bescheidung,



*Rudolf Steiner Schule Ismaning, Foto: Florian Flade*

sich endlich in der Kunst auf ein konkretes Miteinander einzulassen. Also warum nicht mit dem Lieblingsfeind – der lieblingsfeindlichen stilistischen Positionierung – spielen: das würde ein Theater! So etwas Ähnliches ereignete sich in Ismaning. Nicht nur der alten Dame zuliebe und nicht nur meinem eigenen Genuss am Gesamtauf geschuldet, ist diese Einsicht in das große Ganze. Es sind die Schüler, die mir in dieser Woche wieder viel Neues beigebracht haben.

Ein besonderer Dank geht an meinen abendlichen Rauchfreund vor der Tür aus der Abiturklasse. Ich war misstrauisch, das gebe ich zu. Nach der Aufführung, wo ihn die körperliche Unbeholfenheit auf der Bühne nicht störte – das bekannte Händeringen, auf und nieder – ja, danach habe ich seinem Urteilsvermögen und der Voraussage nicht mehr getraut. Er kündigte an, der letzte Akt sei die Krönung. Die Ismaninger Inszenierung, die er ja bereits gesehen hatte, würde alles Dagewesene in den Schatten stellen. Er hatte Recht. Diese Aufführung trieb einem die Tränen in die Augen. Sie war vollendet gut, wahrhaft schön und zauberhaft. Alles stimmte, Theaterhandwerk und Goethes Sprache so glasklar, transparent und zeitgemäß. Es wäre meine Empfehlung, diese Aufführung ins Goetheanum einzuladen. Man kann doch hinschauen, ohne Scheu, ohne Scham auf das Schöne, auf das, was gut und gelungen ist. Das sah auch mein anderer neuer Bekannter so.

Am vorletzten Abend saß er zum ersten Mal im Saal. Wir verorteten uns schnell und ehrlich im anschließenden Gespräch. Er ein Vertreter des – von mir so genannten – Mülltütentheaters, hielt Klassiker generell für unspielbar und gänzlich überflüssig. Kein Wort würde er glauben, Authentizität könnten Schüler in solchen Stücken nie erreichen. Soweit der Stand der Dinge. Nach dem letzten Akt von Ismaning stieg er mit leuchtenden Augen in den Shuttlebus. Er schwor allem ab, was er am Abend zuvor gesagt hatte und er tat es gern und freiwillig, vergnügt. Er war bezaubert – und dann wollte er wissen, was es eigentlich mit dieser Anthroposophie auf sich hat ...

Wer sich selbst ein Bild machen will, kann das DVD-Set mit sämtlichen Aufführungen zum Preis von 26,80 EUR (zzgl. Versandkosten) erwerben. Kontakt unter Fax: 089-967536, Rudolf Steiner Schule Ismaning, Dorfstr. 77, 85737 Ismaning

## »Das Rückgrat der abendländischen Geschichte ...«

Zum 100. Geburtstag von Diether Lauenstein

GÜNTER KOLLERT

Diether Lauenstein wurde am 8. April 1914 in Herford, Westfalen geboren und wuchs in bescheidenen Verhältnissen auf. Er studierte Theologie, Philosophie, Sanskrit, Indologie und vergleichende Religionswissenschaft in Tübingen und Marburg, erwarb sich Kenntnisse des Tibetischen, Chinesischen und Hindi. Seine Arbeit *Die Entwicklung des Begriffes der Bhakti unter den älteren religiösen Vorstellungen der Inder* wurde preisgekrönt und später als Dissertation anerkannt. Zwischenzeitlich besuchte er das Priesterseminar der Christengemeinschaft. Zum Militär eingezogen, wurde er in Russland zweimal schwer verwundet und verlor ein Bein. An der Universität Greifswald setzte er seine Studien mit Schwerpunkt indogermanische Sprachwissenschaft fort, übernahm eine Lehrstuhlvertretung und habilitierte sich 1945 mit einer Arbeit über das Hathayoga-System.

Nach dem Krieg erhielt er einen englischen Journalistenpreis und gründete eine Tageszeitung in Ostwestfalen. 1946 ging er abermals ans Priesterseminar und wurde im selben Jahr geweiht. Zunächst wurde er nach Tübingen entsandt, wo sich bald der Studentenkreis um ihn sammelte, aus dem die Keimzelle des Gemeinschaftskrankenhauses Herdecke hervorgehen sollte.

Weitere Wirkensstätten waren Essen und Bochum. Seine dortigen Jugendkreise hatten Gesprächsschwerpunkte u.a. in der griechischen und germanischen Mythologie, der Philosophie von Aristoteles und Fichte; sie prägten den Lebensweg vieler heute verantwortlich wirkender Menschen. Außerdem beteiligte er sich an der Gründung zweier Studentenwohnheime und eines häuslichen Pflegedienstes. Als Redner und Dozent entfaltete er einen großen Wirkungskreis.

die Drei 4/2014